

## DAS EHEPAAR

Wenn es einmal vorkommt, daß zwei alte Leute vom Land in ihren nach Naphthalin riechenden Sonntagskleidern zu einer mondänen Hochzeit in die Hauptstadt eingeladen werden, dann fraglos nur, weil die Gastgeber nicht umhin kommen, sich dem Druck des Brauchtums zu beugen. In unserem Fall stand dem greisen Ehepaar die Einladung unumstößlich zu, handelte es sich doch bei den beiden um die einzigen noch lebenden Verwandten der Braut von der Vatersseite her.

Obgleich nicht ihr die verwandtschaftlichen Bindungen zu verdanken waren, reagierte die weibliche Eehälfte mit tiefer Befriedigung. Der Hausherr indessen sprach in feierlichem Ton:

„Leg mir doch gleich den guten Anzug heraus.“

Damit bezeugte er unmißverständlich seine Entschlossenheit, alleine die Reise anzutreten. Seine Gattin widersprach energisch:

„Mach dir keine Sorgen wegen des Geldes. Für die Fahrt habe ich genug zurückgelegt. Was willst du auch ganz allein in der großen Stadt anfangen?“

„Und was hast du dort zu suchen?“ gab er zurück. „Die Hochzeit wird im Restaurant abgehalten, Helferinnen sind also nicht nötig, und außerdem gehört es sich nicht ...“

„Was gehört sich nicht?“ rief sie erbost. „Dort werden Frauen nicht bloß zum Arbeiten geholt wie bei uns auf dem Dorf. Was sich nicht gehört, ist, daß du alleine gehst. In der Stadt kommen alle in Paaren. Davon hast du wohl noch nie etwas gehört.“

Doch er war nicht nur ein wortkarger, sondern auch ein ziemlich stoischer Mensch.

„Nein, davon habe ich noch nie etwas gehört“, erwiderte er kurz angebunden und verlangte von ihr den Schlüssel für das Kästchen, in dem sie ihr Geld aufbewahrten. Da sie seine Sturheit kannte, brach sie in Schluchzen aus und wischte sich mit einem schneeweißen [Tüchlein] die Augen.

Sie lebten schon seit geraumer Zeit allein. Beide stammten sie aus dem Dorf, hier hatten sie geheiratet, und ihr einziger Sohn war inzwischen weggezogen. Im Dorf wurden sie geschätzt. Sie arbeiteten von morgens bis abends und verstanden sich auch ohne viele Worte. Wenn sie einmal etwas sagten, dann war es nötig.

Ihr weibliche Schwatzleidenschaft stillte sie bei den Dorfgenossinnen in der Brigade.

Er begab sich nach getaner Arbeit nach Hause, zündete sich eine Zigarette an, trank zum Käse ein Gläschen Raki und dachte gründlich über den Gang der Dinge auf dieser Welt nach.

„Ich werde wohl die Hauptstadt in meinem Leben nicht mehr zu sehen bekommen“, klagte sie. Diese anrührenden Worte brachten ihn dazu, sie eine Weile lang anzuschauen. Schließlich sagte er: „Dann komm eben mit.“ Sie machte vor Freude einen Luftsprung und ging gleich zum Schrank, um die guten Kleider hervorzuholen.

Im Dorfladen verlangten sie von der Verkäuferin „das schönste und teuerste Geschenk für eine Hochzeit in der Hauptstadt“. Dies war, wie sich herausstellte, eine Vase mit künstlichen Blumen war, die allerdings wie echt aussahen. Das Geschenk wurde in weiß geblümtes Zellophanpapier verpackt, das beim vorsichtigen Tragen leise raschelte.

Am Abend vor der Abreise fanden sie infolge der nötigen Vorbereitungen und ihrer Aufregung erst spät zur Ruhe.

Am nächsten Morgen, es war ein Samstag, machten sie sich bereits vor Sonnenaufgang auf den Weg. Natürliche hatten sie kaum geschlafen.

In die Hauptstadt gelangten sie auf der offenen Ladefläche eines Lastwagens. Der Fahrtwind zerzauste ihre Haare, und bald bedeckte eine dicke Staubschicht ihre Kleider. Hin und wieder versuchten sie sich durch Abklopfen zu reinigen, doch die Fahrt war lang und der Weg staubig. Er saß vorne wie ein Fels, das Gesicht unerschütterlich dem Winde darbietend, den Blick in die Ferne gerichtet. Manchmal wischte er sich den Schmutz aus den Augen. Sie kauerte hinter ihm, vor Wind und Staub geschützt.

Als sie in Tirana anlangten, waren ihre Gesichter blaurot und die guten Kleider nicht mehr sauber. Das Geschenkpapier hatte an verschiedenen Stellen Risse.

Nach dem Absteigen versuchten sie als erstes, ihre Kleider zu säubern. Sie zog ein Taschentuch hervor, spuckte darauf und rieb den Anzug ihres Ehemanns ab, ein Ritual, das energische Bewegungen verlangte. Er hingegen blieb regungslos und schaute sie noch nicht einmal ein.

Sein Blick war nach wie vor in die Ferne gerichtet, wo die Berge waren. Oder sogar noch weiter.

„Bist du immer noch nicht fertig, es reicht jetzt“, sprach er endlich.

„Ach was, niemand hetzt uns, wir haben noch den ganzen Tag Zeit“, erwiderte sie, ohne ihr passioniertes Tun einzustellen. „Schau bloß deine Schuhe an. Du solltest zu dem Schuhputzer dort drüben gehen.“ Gehorsam nahm er auf dem Stuhl

des Schuhputzers Platz, während sie sich vor der Fensterscheibe eines Kiosks das Gesicht abwischte.

Im Brauthaus langten sie vier Stunden vor der Zeit an. Der Empfang war normal. Mit gemessenen Bewegungen stellte er die Vase mit dem zerrissenen Papier auf dem Tisch ab, dann ließ er sich in angemessener Würde auf dem ihm zugewiesenen Stuhl nieder.

„Ach, ihr hättet euch doch nicht in Ausgaben stürzen müssen“, stellte der Brautvater in geziemender Weise fest. Stolz murmelten die beiden etwas vor sich hin.

Ein junges Fräulein betrat den Raum. Vorsichtig, um sich nicht schmutzig zu machen, ergriff es mit spitzen Fingern das Geschenk an einer Stelle, wo die Verpackung nicht ganz so zerrissen und staubig war, und ging damit weg. Es landete auf einem Schrank hinten im Salon. Das Knistern des Zellophanpapiers war bis ins Wohnzimmer zu hören.

„Wann seid ihr denn angekommen?“ fragte jemand.

„Heute“, antworteten die beiden wie aus einem Munde. Nach einer halbstündigen Phase des Schweigens erkundigte sich die Frau mit einem ängstlichen Seitenblick auf ihren Ehemann bei den aufwartenden Frauen:

„He, Schwestern, gibt es für unsereins was zu tun?“

„Nichts, Tantchen“, erwiderte ein junges Mädchen. „Das Abendessen findet im Lokal statt.“ In ihrer Ecke kehrte wieder Schweigen ein. Ständig wurden neue Gäste herzlich in Empfang genommen. Zwei Stunden vor dem Abendessen machten sich die beiden Alten auf den Weg und liefen in der Stadt herum.

Ein Stunde vor der vorgesehenen Zeit trafen sie im Lokal und standen fortan den Leuten im Weg herum.

Schließlich forderte sie jemand auf, an einer Ecke des Tisches Platz zu nehmen. Dann verlor man das Interesse an ihnen.

Die Frau unternahm einen Versuch, mit ihrer Tischnachbarin ins Gespräch zu kommen, einer fülligen Dame mit zu dick aufgetragenem Make-up, die allerdings lieber lachte und tanzte, als Zeit mit den beiden Alten aus der Provinz zu verschwenden.

Er aß nur wenig und trank mit würdiger Miene Raki. Gelegentlich lauschte er den leidenschaftlich vorgetragenen Ausführungen eines geschniegelten jungen Mannes von angenehmem Äußeren, der den Anwesenden in gewählter Sprache überzeugende Argumente bezüglich der Unzulänglichkeit psychologischer und sozialer Analysen bei der Interpretation krimineller Phänomene der albanischen Gesellschaft vortrug.

Der Vortrag war von raffinierten Gesten seiner makellos weißen Hände begleitet, deren rosarote Fingernägel bewiesen, wieviel Zeit der gutaussehende junge Mann auf sein Äußeres verwendete.

Unter anderem sagte der junge Mann mit den eleganten Gesten: „Es wäre ... sinnlos ... geradezu Nonsense, wenn man den Anspruch erhöbe, den heutigen Fehlentwicklungen punitiv beikommen zu wollen. Ich sage, und zwar in aller Eindeutigkeit, daß sie, die Fehlentwicklungen also, eines Gesellschaftsvertrags bedürfen, eines *benefit*, um definitiv den *impasse* aufzulösen, in den diese Gesellschaft, diese Nation unglücklicherweise geraten ist ...“

Die Leute quittierten seine Argumente mit dem gebührenden Respekt, und ein junges Mädchen, das ein wenig abseits saß, schaute den jungen Mann von angenehmem Äußeren aus traurigen Augen an. Es ließ sich nicht genau feststellen, ob diese

Traurigkeit auf den *impasse* zurückzuführen war, in dem diese Gesellschaft unglücklicherweise steckte, oder ganz allgemein auf die überwältigenden Worte aus dem Mund eines so kultivierten Menschen.

Gleich darauf wurde der Blick des Alten indifferent, und in seinem Gesicht war keine Regung mehr zu erkennen.

Während des ganzen Abendessens sprach das alte Ehepaar fast kein Wort.

Als sie nichts mehr hinunterbrachten, holte sie eine Plastiktüte hervor und schickte sich an, sie mit übrig gebliebenem Fleisch zu füllen.

Zornig fuhr er sie an:

„Was machst du da? Man muß sich ja vor den Leuten schämen. Schließlich sind wir in der Hauptstadt.“

„Wenigstens für das Mittagessen“, bat sie. „Schließlich nehmen alle etwas ...“ Tatsächlich war festzustellen, daß selbst die mondänsten unter den Gästen ihre Tüten und Taschen mit Speisen und Getränken füllten.

„Siehst du“, sagte sie, als sie gingen, „nur wir haben nichts mitgenommen.“

„Das ist ihr Problem. Ich will nichts“, beschied er sie kurz. Es graute schon der Morgen, denn sie hatten das Geld für ein Hotelzimmer sparen wollen. Mit ihnen verließen die unermüdetsten Rock-and-Roll-Tänzer die Hochzeit. Ihr Bus fuhr erst um vier Uhr nachmittags ab. Aus Angst vor Räuubern gingen sie in ein Café am Rand der Innenstadt, wo sie herumsaßen und Kaffee tranken.

Gegen acht Uhr verließen sie es wieder. Genauer gesagt, man vertrieb sie. Der Kellner tat, als gäbe es vor ihren Füßen etwas zu putzen. Er wirbelte eine Menge Staub auf.

Während sie sich in schroffen Worten über den Barbesitzer ausließ, erhob er sich nur wortlos.

„Laß“, meinte er, „wahrscheinlich ist das Brauch hier.“

„Brauch, Brauch! Wir sind ihnen bloß nicht gut genug, weil wir vom Land stammen. Außerdem hat er auch noch zehn Lek zu viel von uns verlangt ... Dem steht doch ins Gesicht geschrieben, daß er ein Gauner ist.“

Sie machten sich auf den Weg. Wohin, war ihnen noch unklar.

Bis Mittag schauten sie sich die Geschäfte an. Als es ihnen zu heiß wurde, beschlossen sie, den Stadtbus bis zur Abfahrtsstelle der Überlandbusse zu nehmen.

Sie warteten eine halbe Ewigkeit, doch der Stadtbus wollte und wollte nicht kommen. Die Mittagshitze machte ihnen immer mehr zu schaffen.

„Auf“, sagte er schließlich, „gehen wir zu Fuß.“ Er marschierte los.

„Wohin denn? Ist es weit?“ fragte sie und trippelte auf ihren dünnen Beinen hinter ihm her. Bald waren sie beide in Schweiß gebadet. Er wischte sich den Schweiß mit einem zerknitterten Taschentuch ab und schritt mit der Miene eines Rittersmannes unaufhaltsam voran. Keuchend rief sie ihm hinterher:

„Langsam, willst du mich umbringen? Ich kann nicht mehr.“

Er ging mit gewaltigen Schritten weiter.

„So halt doch an! Der hört überhaupt nicht. Halt an, sage ich“, schimpfte sie weiter.

Schließlich drehte er sich um:

„Was ist los?“

„Wie, was ist los? Ich habe gesagt, ich kann nicht mehr. Du tust ja so, als sei jemand hinter uns her. Dabei bleiben uns noch drei oder vier Stunden bis zur Abfahrt.“

Er ging langsamer. An einer Kreuzung blieb er kurz stehen, weil er nicht wußte, in welcher Richtung es weiterging. Als sie keuchend bei ihm ankam, sagte sie:

„Dort drüben muß es sein, links.“

Er ging nach rechts, den Mund geöffnet wegen der trockenen Luft. Sie folgte ihm.

„Halt, ich schaff es nicht mehr“, sagte sie. „Wenn ich wenigstens einen Schluck Wasser hätte. Hier gibt’s weit und breit keinen Wasserhahn, kauf mir eine Flasche Wasser, sonst komme ich um. Ach, geh doch, wohin du willst, ich kann nicht weiter.“ Er machte bei einem Laden halt und erstand eine Flasche Wasser, die er ihr wortlos überreichte. Sie trank gierig. Er wartete, den Blick in die Ferne gerichtet.

Die Hälfte des Wassers ließ sie ihm übrig. Er trank ein Schlückchen.

„So trink doch, ich möchte nichts mehr.“ Er schüttelte den Kopf. Sie schraubte den Verschuß fest zu und steckte die Flasche in ihre Tasche. Langsam gingen sie weiter. Es wurde immer heißer. Sie hatten noch nicht einmal die Hälfte der Strecke hinter sich, so daß sie bald wieder zu jammern begann. Er blieb unnachgiebig. Sie stellte ein Ultimatum:

„Ich geh nicht weiter, mach, was du willst. Ich kann nicht mehr, verstehst du, ich kann einfach nicht mehr. Du willst bloß nicht hören. Ich werde ohnmächtig.“

Entschlossen begab sie sich zum Straßenrand und ließ sich auf dem Betonsockel eines Staketenzaunes nieder.

Er ging noch ein paar Schritte weiter, kehrte dann aber, als er sah, daß sie nicht nachkam, um.

Eine Weile lang schaute er sich zögernd um, ehe auch er sich in einem Abstand von zwei oder drei Metern zu ihr auf dem Betonsockel niederließ.

Sie rückte an ihn heran. Er sprach nicht. Sein Blick war in die Ferne gerichtet.

Auf der Straße war wenig Betrieb. Ein paar vereinzelte Passanten beachteten die beiden nicht.

Schließlich lehnte sie sich an seine Schulter. Sie wirkte sehr erschöpft.

Er murmelte etwas vor sich hin.

„Wie?“ fragte sie schläfrig.

„Nichts“, gab er zurück. Sie döste wieder ein. Er murmelte etwas vor sich hin.

„Wie? Was hast du gesagt?“ fragte sie wieder mit verschlafener Stimme.

„Was machst du denn da. Siehst du nicht die ganzen Leute? Das gehört sich nicht“, sagte er lauter.

„Was gehört sich nicht? Was mache ich denn? Ich bin müde, wir haben die ganze Nacht nicht geschlafen ...“ Und sie tat etwas, was ihren Gatten ungemein erschütterte: Sie legte den Kopf auf sein Knie.

Schrecken und Scham wechselten auf seinem Gesicht. Leise wiederholte er:

„Was machst du denn da?“

Ihr Atem ging ruhig und gleichmäßig. Sie war eingeschlafen. Von Zeit zu Zeit schaute er verstohlen auf sie hinab, ansonsten war sein Blick in die Ferne gerichtet. Gründlich dachte er nach über die Dinge dieser Welt.

Sie schnarchte leicht und bewegte im Schlaf den Kopf. Es bestand die Gefahr, daß er herunterrutschte.

Da tat er etwas, das er noch nie zuvor bei einer Frau gewagt hatte: er legte seine rauhe Hand auf ihr Haar und begann es vorsichtig zu streicheln. Sie schien seine warme Hand zu spüren, denn sie seufzte glücklich in ihrem tiefen und festen Schlaf.

Die Sonne brannte gnadenlos herab und brachte die Luft über dem aufgeweichten Asphalt zum Kochen.

## EINE DORFGESCHICHTE

Wir Lehrer in Bergdörfern haben stets ein wenig Angst, wenn wir einsam in unseren düsteren Zimmern in der Nähe der Kirche und des Friedhofs sitzen und draußen ein stürmischer Regen niedergeht. Diese Angst steigt um ein Vielfaches, wenn nachts an der Tür ein leises Pochen zu hören ist. Ist es nur der Wind, oder werden wir heimgesucht von einem jener Wiedergänger, die nach Meinung der Bauern ungehindert ihre Gräber verlassen, wenn die Dunkelheit auf das Dorf herabsinkt?

Diesmal war das Pochen ein wenig lauter.

„Wer ist da?“ rief ich mehr, um meiner Angst Herr zu werden, als weil mich interessiert hätte, wer draußen stand.

Ich glaubte, ein leises Winseln zu vernehmen. Dann herrschte Stille, und schließlich gab eine heisere Menschenstimme bekannt:

„Mark, Herr Lehrer Andrea, ich bin es, Mark.“

Eines Lebenden Hand hatte bei mir angeklopft.

Im Dorf gab es viele Marks. Ich öffnete die Tür. Es war Mark vom Bach. Klatschnaß, ungewaschen, nur noch zwei Zähne im Mund, schlecht gekleidet, vereinsamt, das heißt, alle Voraussetzungen erfüllend, um für einen armen, unglücklichen Gesellen gehalten zu werden. Mir war bekannt, daß er außerhalb des Dorfes wohnte, in einer Hütte am Bach, und daß er mit niemand Umgang hatte. Oder besser gesagt, die Leute wollten keinen Umgang mit ihm, weil er als politisch verdächtig galt. Ein Außenseiter also.

„Komm herein, Mark“, forderte ich ihn auf. Zögernd trat er ein, und ehe er Platz nahm, schüttelte er sich wie ein Hund, um die Nässe loszuwerden.

Gesenkten Hauptes, die Worte zwischen seinen beiden Zähnen hervorpressend, sagte Mark folgendes:

„Herr Lehrer Andrea, ich halte zu euch.“ Dann schwieg er eine Weile, ehe er hinzufügte: „Ich halte zu euch, so wahr es einen Herrgott gibt!“

„Und wer sind wir?“

„Ihr von der Regierung und der Partei eben.“ Er schien sich über meine Naivität zu wundern.

„Aha, richtig“, sagte ich. Entweder lag eine Verwechslung vor, oder er glaubte wirklich, ein jeder, der sein Gehalt vom Staat bezog, sei dafür prädestiniert, alle Sorgen der Menschheit aus der Welt zu schaffen.

„Ich glaube nicht, daß du so spät am Abend hierhergekommen bist, um mir dies mitzuteilen, Mark.“

„Da hast du recht. Ich weiß, es gehört sich nicht, jemand so spät zu besuchen, aber, ehrlich gesagt, ich wollte nicht, daß mich einer sieht, sonst sagen die Leute wieder, dieser Mark, der hat nichts im Kopf, als sich zu beschweren. Aber du bist nicht wie die, du kommst aus Tirana, hast studiert, na ja ...“ seufzte er. „Also, ich will es kurz machen: Ich will, daß du mir einen Brief an die Regierung schreibst, damit sie mir eine andere Wohnung geben. Ich hab ja nie Lesen und Schreiben gelernt. Mein Haus bricht bald zusammen, und wenn ich nicht aufpasse, erwischt es mich drinnen. Am schlimmsten ist das Rinnsal. Wenn es regnet, läuft das Wasser vom Bach mitten durch meine Hütte. Die Balken sind schon ganzen verfault.“ Mark lachte verlegen, als sei ihm die Mitteilung peinlich. „Jetzt, wo es wieder so viel regnet, weißt du, was mir da passiert ist? Ich schlafe gerade, da kommt das Rinnsal, das Wasser

läuft mir über die Nase, und ich denke im Schlaf, es küßt oder leckt mich einer.“

Er schüttelte sich vor Husten und Lachen.

„Und warum redest du nicht einfach mit dem Dorfrat? Soviel ich weiß, geht es keinem im Dorf so schlecht wie dir.“

„Ach, Herr Lehrer Andrea, du weißt doch, daß mich keiner anhört. Ehrlich gesagt, am liebsten wäre mir eine Wohnung in einem der Häuser der Genossenschaft, da gibt es viele Leute, Kinder, man hat Nachbarn, mit denen man ab und zu ein paar Worte wechseln kann.“

„Schon klar“, unterbrach ich ihn. „Jetzt setz dich an den Ofen und wärm dich ein bißchen auf, Mark, solange ich den Brief schreibe.“

„Ach ja, bitte, du weißt ja, wie man das macht, und vergiß das Rinnsal nicht zu erwähnen, das durch die Hütte geht, und ...“

„Sicher, Mark. Und jetzt laß mir meine Ruhe, ich weiß schon, was ich zu schreiben habe.“

Ich hatte noch keine zwei Zeilen geschrieben, als er schon wieder auf den Beinen stand, um mich an etwas zu erinnern. Er brachte mich aus dem Konzept.

„Mark“, fuhr ich ihn an, „willst du mich nun endlich schreiben lassen! Ich werde das Rinnsal in deiner Hütte schon nicht vergessen.“

„Gut, gut, ich weiß schon“, versuchte er mich zu beschwichtigen. „Deshalb bin ich ja zu dir gekommen.“

Er ging wieder zum Ofen und setzte sich. Mich noch einmal zu stören, wagte er nicht, aber ich merkte, wie er litt. Wegen des Rinnsals und anderen Dingen, die er vielleicht noch erwähnt haben wollte.

Ich war fast am Ende angekommen, als Mark mir im Sitzen und mit gedämpfter Stimme doch noch etwas mitzuteilen hatte:

„Noch was Klitzekleines: Bitte erwähn nicht in dem Brief, wie mir das Wasser beim Schlafen über die Nase lief, sonst lachen alle Leute.“

„Nein, auf gar keinen Fall“, beruhigte ich ihn.

„Jetzt bin ich fertig, Mark“, verkündete ich wenig später erleichtert und stand auf, um einen Umschlag zu holen. Er verfolgte jede meiner Bewegungen. Schließlich stand er schwerfällig auf und sagte:

„Danke, vielen, vielen Dank, aber bevor du ihn in den Umschlag steckst, lies ihn mir bitte vor.“

„Sicher“, erwiderte ich und begann mit lauter, klingender Stimme vorzulesen. Natürlich war mir daran gelegen, daß meine Arbeit Gefallen fand. Mark setzte sich gerade und lauschte mit feierlicher Miene. Dann begann er zu zittern. Schwer zu sagen, was der Grund war, die Kälte oder seine Emotionen.

Ich fuhr fort. Plötzlich hörte ich ihn schluchzen. Seine feuchten Schultern zuckten. Er zog einen alten Stoffetzen aus der Tasche und begann, sich die Tränen abzuwischen. Dann putzte er seine Nase.

„Was ist denn los, Mark?“ fragte ich milde.

„Nichts, gar nichts. Bloß, es ist so schön“, antwortete er mit einem verlorenen Lächeln. „Lies einfach bis zum Schluß.“

„Ich werde schon weiterlesen, aber erst sagst du mir, was du hast“, beharrte ich. Sein Verhalten rührte mich.

„Wenn ich höre, wie mein Leben ist, tut's mir leid.“

„Um wen?“

„Um mich.“

„Aha!“

Es hatte mir die Sprache verschlagen.

„Also gut, Mark. Nimm deinen Brief und bringe ihn morgen in die Stadt.“

„Nein, nein! Bitte, lies fertig.“

Mir schien, daß er sich ein wenig beruhigt hatte, deshalb fuhr ich mit dem Vorlesen fort. Ich freute mich, daß ihm meine Arbeit gefiel.

Doch kaum hatte ich den Mund aufgemacht, brach er wieder in Tränen aus.

„Aber Mark, was ist denn los? Alles, was ich hier aufgeschrieben habe, hast du mir doch selbst erzählt. Das ist doch nichts Neues für dich.“

„Ich weiß schon, ich weiß schon. Aber es ist doch etwas ganz anderes, wenn man sein Leben so hört ... wie aus einem Buch.“

„Also Mark, so benimmt man sich doch nicht als Mann“, sagte ich und schlug ihm leicht auf die Schulter, die immer noch dampfte wie ein Schornstein. Er nahm sein Taschentuch zum zweiten Mal in Gebrauch und beruhigte sich so schnell wie ein kleines Kind. Seine Augen begannen wieder zu glänzen. Schließlich räusperte er sich und fragte:

„Glaubst du, daß sie mir mit diesem Brief eine Wohnung geben?“

„Hm, ich weiß nicht, wahrscheinlich schon.“

Er schaute mich hoffnungsvoll an. Dann stand er auf, drückte mir fest die Hand, bedankte sich noch einmal „für die schöne Arbeit“ und ging mit würdigen Schritten zur Tür.

Doch ehe er die Schwelle erreichte, drehte er sich noch einmal um. Etwas drückte auf seine Seele, wie man an dem leidenden Ausdruck seines Gesichts sah.

„Herr Lehrer Andrea, entschuldige bitte, aber kannst du mir den Brief noch einmal vorlesen?“

Ohne meine Antwort abzuwarten, zog er ihn aus der Tasche und reichte ihn mir hin. Dabei sah er mir fest in die Augen.

„Einverstanden“, sagte ich, „aber nur, wenn du nicht mehr weinst.“

„Nein, ganz bestimmt nicht“, versprach er eifrig. „Ich will ja bloß noch einmal hören, wie du es geschrieben hast.“

Ich begann ohne besondere Betonung zu lesen.

Natürlich hielt Mark sein Versprechen nicht. Er schluchzte sogar noch lauter als beim ersten Mal. Ich zögerte.

Gerührt stammelte er:

„Ach, ich, lies weiter, bitte, lies weiter.“

Vielleicht helfen ihm die Tränen, dachte ich und fuhr mit dem Lesen fort. Mark wandte das Gesicht ab und wischte sich heimlich die Augen. Als ich fertig war, setzte ich mich schweigend auf meinen Stuhl, um abzuwarten, bis sich Mark wieder beruhigt hatte.

Nach einer Weile erhob er sich mit steinerner Miene, verließ wortlos das Haus und ging mit dem Gang eines pensionierten Soldaten durch den Regen davon. Er war ganz und gar durch-einander.

„Gute Nacht“, rief ich ihm nach. Er antwortete nicht. Man hörte nur seine Füße durch die Pfützen platschen.

„Endlich ist er weg“, dachte ich, „hoffentlich auf Nimmerwiedersehen.“ Doch nach fünf Minuten pochte es schon wieder heftig an der Tür.

„Ach Mark“, rief ich von drinnen, „hör doch, es bringt nichts. Geh, leg dich schlafen, es ist schon spät.“

„Ich bin nicht zum Briefelesen gekommen, Herr Lehrer Andrea“, rief er von draußen, „ich bin wegen etwas anderem da.“

Seine Stimme klang nicht gerade bekümmert. Ich öffnete die Tür. Er war noch durchnäßter als vorhin.

„Weißt du, warum ich noch mal gekommen bin? Ich hab mir gesagt, du kannst doch nicht einfach so weglaufen, ohne ein gutes Wort, ohne ein Geschenk. Er macht die ganze Arbeit, und von dir kommt gar nichts. Also sag, was soll ich dir bringen: Kastanien, eingesalzene Tomaten, Knoblauch ...“

„Aber nicht doch, Mark“, unterbrach ich ihn. „Ich habe doch nur ein paar Sätze aufgeschrieben, so, wie du es mir gesagt hast.“

„Nein, irgend etwas bring ich dir, du mußt mir nur sagen, was“, ließ sich Mark nicht abbringen. Wenn ich nicht nachgab, würde ich ihn nicht losbekommen.

„Also gut, ein wenig Knoblauch“, sagte ich. Er war hocherfreut.

„Mark wird's dir bringen“, rief er und sprang auf die Beine. „Gute Nacht, Herr Lehrer Andrea, und Entschuldigung wegen vorhin.“

„Gute Nacht, Mark, nichts zu danken.“

Er verschwand wieder im Regen, und ich vergaß ihn. Aber um elf Uhr in der Nacht war er schon wieder da. Sein Klopfen war sofort zu erkennen.

Ich werde ihn wohl bis morgen früh nicht mehr loswerden, dachte ich.

„He, Mark, was willst du denn schon wieder?“ rief ich von meinem Bett aus.

„Ich habe den Knoblauch gebracht“, sagte er mit besonders lauter Stimme. Offenbar wollte er unmißverständlich klarstellen, daß er nicht zum Vorlesen gekommen war.

„Oh, vielen Dank, Mark“, seufzte ich verschlafen, „das werde ich dir nie vergessen, ganz bestimmt.“

Ich schlurfte zur Tür, um zu öffnen. Draußen stand Mark, tropfnaß und über und über mit Lehm beschmiert, aber auch glücklich wie noch nie.

„Also, Mark, das wäre wirklich nicht nötig gewesen. Morgen oder übermorgen hätte auch noch gereicht. Jetzt bist du zwei volle Stunden gelaufen, nur um mir den Knoblauch zu bringen.“

Er jedoch griff nur in die Tasche wie ein braver Schüler, holte ein paar Knoblauchknollen hervor und sagte mit schelmischem Blick:

„Du findest nicht raus, was ich dir noch gebracht habe.“ Seine andere Hand steckte oben in der Jacke.

„Hm?“ Ich tat, als ob ich nachdächte. „Vielleicht Raki?“

„Du hast's herausgebracht!“ Mark hüpfte in die Luft vor Freude. „Du hast's wirklich herausgebracht.“ Und stolz förderte er eine Insektengiftflasche voll Raki zutage.

„Danke, Mark, vielen Dank, ich glaube, ich habe wirklich einen Schluck Raki nötig.“ Ich stand auf, damit er merkte, daß es Zeit zu gehen war.

„Aber du hast ihn noch gar nicht ausprobiert. Probier doch erst mal“, bat Mark Seine Augen strahlten. Ich nippte an der Flasche.

„Wunderbar, Mark, wirklich! Von so einem Raki habe ich noch nie gekostet.“ Das stimmte. Einen schlechteren Raki hatte ich wirklich noch nie getrunken. Er schmeckte, als habe er ihn

mit Wasser aus dem Rinnsal verdünnt, das durch seine Hütte floß.

„Danke, Mark, noch einmal vielen Dank!“ Ich stand auf, um ihn zur Tür zu begleiten. Doch es geschah, was ich befürchtet hatte. Er dreht sich mit einem flehentlichen Blick, der auch ohne Worte alles ausdrückte, zu mir um. Es war klar, was er wollte.

„Nein, Mark, auf gar keinen Fall“, beschied ich ihn energisch. „Ich lese den Brief nicht mehr vor, schlag dir das aus dem Kopf.“

„Gut, gut“, war er sofort einverstanden. „Ich hab ja gar nichts gesagt, aber auch wenn du ihn vorgelesen hättest, ich hätte bestimmt nicht mehr geweint. Aber du willst nun einmal nicht, in Ordnung, das macht überhaupt nichts, ich bin ja nicht da, damit du mir den Brief vorliest, ich bin da wegen dem Raki. Oder etwa nicht?“ Die Frage schien mehr an ihn selbst gerichtet als an mich.

„Ganz genau, Mark!“ Ich brachte ihn zur Tür. Offenbar hatte er die Hoffnung auf ein Vorlesen endgültig aufgegeben, denn er schüttelte mir nur heftig die Hand und ging durch den Regen davon.

Man hörte sein Füße wieder durch die Pfützen platschen. Die Pfützen des Lebens, dachte ich.

Ich habe Mark danach nie mehr gesehen. Auch nicht bei meinen Besuchen in den neuen Häusern, die im Dorf gebaut worden waren. Zufällig hörte ich, wie sich die Bauern lachend erzählten, daß er jeden, der ihm über den Weg lief, anbettelte, ihm den Brief vorzulesen. Er hatte ihn also nicht an „die Regierung“ abgeschickt.

Nach ein paar Jahren hatte ich wieder in dem Bergdorf zu tun. Mark, so erfuhr ich, war inzwischen in seiner Hütte einen einsamen Tod gestorben. Erst nach ein paar Tagen war er gefunden worden.

„Er lag in dem Rinnsal, das durch seine Hütte lief, und in der Hand hielt er ...“

„Einen Brief“, beendet ich den Satz instinktiv.

„Nein, nein, keinen Brief“, war die erstaunte Antwort. „Keinen Brief, es war so was wie ein Buch ..., ja, eine alte Fibel. Er bekam auf Kosten des Dorfes ein Grab“, schloß der Bauer seinen Bericht.

Offenbar waren Mark die Witze zuviel geworden, die man im Dorf über ihn riß, und er hatte beschlossen, sich das Alphabet beizubringen, um endlich selbst sein Leben lesen zu können, wenn ihm der Sinn danach stand.

Ehe ich wieder abfuhr, machte ich noch einen Besuch auf dem Friedhof des Dorfes. Marks Grab lag ein wenig abseits.

Es regnete. Auf seinem Grab stand ein Ligusterstrauch, unter dem ein kleines Rinnsal hervorfloß.

**Aus dem Albanischen von Joachim Röhms**